

Leseprobe aus:

Joseph Thornborn

Die letzte Offenbarung



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Die Zeit hatte ihrem schönen Gesicht nichts anhaben können, es war nur noch durchscheinender geworden. Wie jeden Tag hatte sie auch heute gearbeitet und gebetet. Ihr Leben bestand aus nichts anderem mehr als ihren Gebeten und ihren Erinnerungen. Sie dachte oft zurück. Auch vorhin, als sich am Nachmittag blendendes Licht einen Weg durch das schmale Fenster gebahnt hatte, waren ihre Gedanken zu jenem Augenblick zurückgekehrt. Sie sah sich selbst, wie sie als junges Mädchen, fast war sie noch ein Kind, mit dem irdenen Krug unterm Arm durchs Dorf ging, eine Handvoll armseliger, in den Felsen gehauener Häuser aus weißem Stein. Ein verlassenener Winkel, so verlassen wie sonst vielleicht nirgends auf der Welt. Was sollte ein solcher Ort schon Gutes hervorbringen? Was sollten die Löcher im Felsen, die nackte Armut, schon für einen Wert haben? Und doch war ausgerechnet dieser unbedeutende Fleck Erde ausgewählt worden. Sie spürte noch immer den Hauch des warmen Windes, der ihr an jenem Morgen vor so vielen Jahren über die olivbraune Gesichtshaut gestrichen war und den hellen Umhang aus grobem Wollstoff hatte flattern lassen. Dann waren da der Lichtstrahl, die geheimnisvolle Gestalt, ihre Worte ... Wie sie sich gefürchtet hatte! Nun lächelte sie, wenn die Bilder, die sich unauslöschlich in ihre Erinnerung

gebrannt hatten, wieder vor ihrem geistigen Auge auftauchen, so deutlich und klar, dass man sie mit der Gegenwart verwechseln konnte. Für sie war die Vergangenheit greifbar, würde es immer bleiben. Sie verließ, was kaum mehr als eine Höhle war, zu der mildtätige Hände ein paar Ziegel als Stütze hinzugefügt hatten. Es war ihr Haus. Ringsum standen Olivenbäume, und weiter unten sah man in der Tiefe ein kleines Stück Meer, auf dem die letzten Sonnenstrahlen funkelten.

Sie wurde von allen «Mutter» genannt, worin Zärtlichkeit wie auch Verehrung mitschwangen. Es kamen noch nicht viele hier zusammen. Sie beobachtete, wie das Licht in tausend Punkten im Laub tanzte, und wusste, dass es einst, in ferner Zukunft, wieder so sein würde. Sie wusste, dass es nicht viele sein würden, was ihrer Freude aber keinen Abbruch tun würde. Es schien die heimliche Bestimmung dieses Ortes zu sein.

Sie wurde von allen «Mutter» genannt, doch nur einer von ihnen sah in ihr tatsächlich seine leibliche Mutter, die ihm anvertraut worden war, als sie den tragischsten Augenblick ihres Lebens durchlitten hatten. Er hatte sie sofort bei sich aufgenommen. Er war es auch, der zu ihr gekommen war und sie darüber informiert hatte, dass eine Gruppe Wanderer aus Jerusalem unterwegs war. Sie wollten zu ihr. Sie nickte lächelnd. Erkannt hatte sie ihn sofort, schon von weitem, obwohl sein Gesicht sich verändert hatte und ihm die rabenschwarzen Locken, starr vor Staub und Schweiß, ins Gesicht hingen. Drei Männer und zwei Frauen eilten ihr entgegen. Als sie vor ihr standen, wollten sie niederknien, doch sie hielt sie zurück.

«Mutter, wir sind gekommen, um dich zu sehen», sagte einer der Männer und trat zu ihr.

«Du bist zurückgekommen ...», erwiderte sie.

«Ja, ich bin hier, um zu hören, was du mir zu sagen hast.»

«Meine Zeit geht dem Ende entgegen ... und wird zugleich neu beginnen», flüsterte sie und hielt ihm einladend die Hände hin.

«Unsere Brüder und Schwestern in Jerusalem lassen dich grüßen.»

«Richte ihnen meinen Dank aus und sag ihnen, dass ich jeden Tag für sie bete.»

Die beiden Frauen sahen sie wortlos an, fast eingeschüchtert.

«Kommt herein und lasst uns essen», sagte sie, trat auf sie zu und nahm sie bei der Hand. Ein Blick genügte, und der Herr des Hauses, der ihr anvertraute «Sohn», gab allen ein Zeichen, einzutreten und sich in dem kleinen Innenhof die Hände zu waschen. Sie versammelten sich um die Feuerstelle in dem kahlen Raum. Auf dem Boden aus festgestampfter Erde lagen ein paar Matten, standen ein paar flache Tische mit Tellern und Schüsseln. Trotz der Enge des Raums schien er für kleine Versammlungen wie geschaffen. Auf der anderen Seite war ein kleines Zimmer zu sehen, kaum mehr als eine Nische, in der eine einfache Strohmatten auf dem Boden lag. Sie teilten das frischgebackene Brot und ein wenig Käse.

«Wie geht es dir hier, Mutter?», fragten die Gäste. Die Strapazen und Gefahren der langen Reise bis nach Ephesus schienen rasch von ihnen abgefallen.

Sie lächelte und warf einen Blick nach draußen. Eine

sanfte Brise strich über die zitternden Blätter des Olivenhains.

«Und siehe, der Herr wird vorübergehen. Und ein großer, starker Wind, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, kam vor dem Herrn her; der Herr aber war nicht im Winde. Nach dem Wind aber kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein stilles, sanftes Sausen», *wiederholte sie die Verse aus der Heiligen Schrift aus dem Gedächtnis.*

Dann fügte sie hinzu: «Hier ist es einfacher, ihn im leichten Wind zu erkennen.»

Ein paar Stunden blieben sie um das Feuer sitzen, bis die Glut erlosch und nichts mehr gegen die abendliche Kühle ausrichtete. Johannes begleitete die Besucher zu einem nahegelegenen Haus, wo zwei Brüder den Gästen ein Lager bereitet hatten. Sie verabredeten sich für den nächsten Tag. Die Nacht verging ruhig, nur einer der Pilger tat kein Auge zu. Die Mutter hatte ihn früh am Morgen zu sich gebeten. Sie wollte mit ihm sprechen.

«Ich bitte dich, meine Worte nicht zu vergessen und sie später aufzuschreiben ...»

Dann begann sie zu erzählen. Währenddessen studierte der Pilger, der sie schon oft zur Kindheit des Sohnes befragt hatte, eingehend jede einzelne Falte ihres Gesichts und merkte sich jedes ihrer Worte, als wäre es in Bronze gemeißelt.

«Je mehr Jahre ins Land gehen», dachte er bei sich, «desto altersloser wirkt ihr Gesicht, ein Inbild der Ewigkeit.» In diesem Augenblick kam ihm zum ersten Mal der Gedanke, nicht nur ihre Worte, sondern auch ihr Bildnis festzuhalten. Er

wusste, wie sie aussah, er kannte sie schon lange. Er hatte die Hände berührt, die den Sohn gepflegt hatten. Schon einmal hatte er in ihren Worten aufgeschrieben, wie alles begonnen hatte. Zurück in seiner Unterkunft, öffnete er, während die anderen nach einer Mahlzeit aus gebratenem Fleisch im Schatten ruhten, das lederne Etui, das er mit sich führte, sein kostbarster Besitz. Er zog die Schreibutensilien heraus und begann – auf Griechisch – die soeben empfangene Botschaft aufzuschreiben:

ἡ μαριάμ συνετήρει πάντα ταῦτα τὰ ῥήματα συμβάλλουσα ἐν τῇ καρδίᾳ αὐτῆς.

John Costa starrte angewidert auf das Glas, das vor ihm auf dem Tisch stand. Es war zur Hälfte mit einer gelblichen Flüssigkeit gefüllt, in der letzte Bläschen aufstiegen. «Verflixte Diät!», schimpfte er leise.

Er dachte daran, wie sehr sich sein Leben in den letzten drei Jahren verändert hatte. Seit seine Exfrau ihn verlassen hatte und mit der gemeinsamen Tochter zurück in die Vereinigten Staaten gezogen war, lebte er in diesem Haus in der Via delle Fornaci, das in den fünfziger Jahren von römischen Baulöwen errichtet worden war. Nur drei Jahre war das her, und doch kam es ihm wie eine Ewigkeit vor. Er dachte daran, wie ihn die Ereignisse mitgerissen hatten, seit er versucht hatte, das Vierte Geheimnis von Fatima zu lüften: das Konklave, bei dem ein mexikanischer Papst gewählt worden war, seine Reise nach Portugal, die Begegnung mit Kate Duncan, der jungen Forscherin, in die er sich Hals über Kopf verliebt und die er zwei Monate später geheiratet hatte. Es war, als hätte er sein Leben wie im Schnellvorlauf gelebt, als wäre es potenziert worden. Plötzlich war er berühmt gewesen, ein angesehener Reporter, den man in aller Welt kannte. Er hatte ein Buch geschrieben, das zum Bestseller wurde. Er hatte bei Reuters gekündigt, der großen englischen Nachrichtenagentur, die Mitte des 19. Jahrhunderts von dem gleichnami-

gen Deutschen gegründet worden war. Er wollte das tägliche Tamtam aus Nachrichtenrecherche und der Überprüfung ihres Wahrheitsgehalts hinter sich lassen, die Telefonate mit dem Palm, das Tag und Nacht im Einsatz war, die zynischen Gespräche mit seinen Vorgesetzten. All das war nur möglich, weil sich sein Buch so gut verkauft hatte. Und weil Kate Ruhe in sein Leben gebracht hatte, weil sie sein Anker, sein Fels in der Brandung geworden war. Die Arbeit würde ihm bestimmt nicht fehlen, da war er sicher. Er sollte sich täuschen.

An all das dachte John Costa, während das gelbe Getränk im Glas vor ihm, in dem sich nun auch das letzte Sprudelbläschen aufgelöst hatte, darauf wartete, getrunken zu werden. «Verflixte Diät!», wiederholte John und starrte auf die Fotokopie, auf der schwarz auf weiß stand, welcher Diät er sich zu unterziehen hatte. Er hatte noch genau im Ohr, wie ihm sein alter Arzt, Dottore Adeodato Gasparroni, vor zwei Tagen ziemlich barsch gesagt hatte: «Sie müssen Ihre Ernährung umstellen!» Vor allem das «müssen» war hängen geblieben. Das war zwei Tage her, nur achtundvierzig Stunden, zweitausendachthundertachtzig Minuten. Doch das «müssen» belastete ihn sehr, seine Gedanken wie auch seinen Magen. Keine Pasta, kein Brot, keine Süßigkeiten, kein Zucker. «Fürs Erste nur Proteine, Gemüse und Nahrungsergänzungsmittel», hatte der Arzt angeordnet und so mit-leidig gelächelt, dass John sich beinahe verspottet fühlte. In solchen Momenten bedauerte er, nicht mehr in den USA zu leben. Er bedauerte, kein echter Amerikaner mehr zu sein, auch wenn er als Sohn italienischer Immigranten geboren war. «In den Staaten», dachte er, «hätten sie mir keine Diät

verordnet, sondern ein paar Tabletten gegeben, und die Sache wäre in Ordnung gegangen. Aber die Italiener mit ihrem Gesundheitswahn ...» Während der letzten fünfzehn Jahre hatte er alle möglichen Diäten ausprobiert. Es war jedes Mal das Gleiche, er nahm ab, nur um kurz darauf wieder zuzunehmen. Aber inzwischen war er dreiundfünfzig, und sein Cholesterinwert war um das Doppelte erhöht, es gab nur diese eine drastische Lösung. «Sie werden ernste Herz-Kreislauf-Probleme bekommen, wenn Sie sich nicht besinnen», hatte der Arzt gemahnt, der gut reden hatte, spindeldürr wie er war, nur Haut und Knochen – und Kettenraucher. Er hasste ihn, oh, wie sehr er den elenden Unglücksraben hasste, seit er ihm das kümmerliche Blättchen unter die Nase gehalten hatte, auf dem aufgelistet stand, was er essen durfte. Fünf Punkte. John hatte alles Wort für Wort auseinandergenommen, Buchstabe für Buchstabe. Er hatte das Blatt hin und her gewendet, auf der Suche nach einem Rettungsanker, nach irgendeinem versteckten Hinweis. Es musste doch etwas dabei sein, was ihm schmeckte! Doch nein. «Fünf Mahlzeiten täglich, haben Sie verstanden?», hatte Gasparroni ihn ermahnt. Der Journalist hatte nichts erwidert, die Worte, die ihm auf der Zunge lagen, hatte er sich verkniffen: «Von morgens bis abends nichts als Fenchel, Zucchini und Salate – da können Sie mich ja bald im Zoo besuchen, bei den Wiederkäuern!»

Als Kate die Küche betrat und ihn sah, wurde ihr Blick zärtlich. Sie war schon sehr früh aufgestanden und hatte ausgiebig gefrühstückt, leise, um ihren Mann nicht zu wecken. Jede Spur hatte sie getilgt, sogar die Fenster aufgerissen, da-

mit auch der Duft der aufgebackenen Croissants verflog. Doch Johns Geruchssinn schien besser entwickelt als der eines Spürhunds. Der köstliche Resthauch hatte ihn schier in Verzweiflung gestürzt.

«Liebling, du bist erst seit zwei Tagen auf Diät ...»

«Zwei Tage Folter!»

«Nun hör schon auf ... Ist es, weil ich wegfahre? Du weißt doch, wie wichtig es ist.»

«Das weiß ich doch, Kate. Es ist nur ...»

«Was?»

«Wie soll ich das nur lebend überstehen? Ohne Essen und ohne dich!»

Statt zu antworten, nahm sie die noch dampfende Espressokanne und goss John Kaffee ein. Zwei Sacharintabletten lösten sich in der dunklen Flüssigkeit auf. Zucker wäre John lieber gewesen.

«Du weißt also nicht, wie lange du weg sein wirst?»

«Nein, aber es könnte sein, dass wir uns eine Zeitlang nicht sehen. Die Expedition ist ziemlich kostspielig, wir werden ganz schön schuftet müssen. Hoffentlich kommt auch etwas dabei heraus ...»

«Das wird es ganz bestimmt. Im Grunde hat dort ja noch niemand systematisch gegraben, oder?»

Auch das Leben von Kate Duncan war in den letzten drei Jahren schneller geworden und hatte sich radikal geändert. Sie, die als Spezialistin für Paläopathologie die historischen Spuren menschlicher Erkrankungen erforschte, hatte London den Rücken gekehrt. Nach dem Tod ihrer Mutter band sie nichts mehr an Großbritannien. Die Kindheit in Manchester, das Studium der Kryptobiose – der Fähigkeit von

Mikroorganismen, unter günstigen Umweltbedingungen wieder zum Leben zu erwachen –, die Promotion am National Institute of Medical Research in Mill Hill und ihr kurzes Abenteuer im Labor eines internationalen Pharmakonzerns in London ... all dies gehörte der Vergangenheit an. Einer Vergangenheit, zu der sie in gewisser Weise den Bezug verloren hatte. Die Begegnung mit John, die Ereignisse, die dazu geführt hatten, dass sich ihre Lebenswege kreuzten, hatten alles durcheinandergebracht. Kate war nach Rom gezogen, hatte einen Lehrauftrag an der Eliteuniversität St. Pius V. angenommen und für die Vatikanischen Museen zu arbeiten begonnen. Statt mit vermeintlich ausgestorbenen Mikroorganismen, die für den Menschen tödlich sein können, beschäftigte sie sich nun mit solchen, die das Ende für Papyrus und antike Pergamente bedeuteten. Ihre neue Arbeit begeisterte und fesselte sie sehr. Sie bestand darin, ein für die Menschheitsgeschichte höchst bedeutsames Erbe zu retten. Kate hatte ständig Pläne. Seit sie Rom zu ihrer Wahlheimat erkoren hatte, war sie noch schlanker und dynamischer geworden. Sie lebte gut, sehr gut sogar in der Hauptstadt Italiens, der «Wiege der Christenheit», wie ihr Mann die uralte, schläfrige Stadt nannte, von der er sich gar nicht mehr trennen mochte. Und nun war sie die rechte Hand eines umtriebigen Archäologen geworden, der ein berühmtes Buch mit dem Titel «Die Evangelien und die Archäologie» geschrieben hatte und ein Team von Experten für sich arbeiten ließ. Kate stand im Begriff, ihre erste richtige Forschungsreise anzutreten.

John hatte ihre Pläne von Anfang an unterstützt. Doch jetzt, da sie tatsächlich einen Monat, vielleicht auch zwei

oder sogar drei, nicht da sein würde, bereute er das bitter, fast so sehr wie seinen Entschluss, Diät zu halten. Er hatte es vor allem ihr zuliebe getan. Aber auch für seine Tochter Clarice, die jetzt schon dreizehn war und davon träumte, Journalistin zu werden und in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Kate und Clarice, die beiden Frauen in seinem Leben, gaben John das Gefühl, geliebt zu werden. «Papa, du solltest wirklich abnehmen ...», hatte Clarice bei ihrer letzten Begegnung zu ihm gesagt. Angesichts seines Spiegelbilds in den Augen seiner Tochter war der Groschen gefallen. Kate hingegen hatte nie ein Wort darüber verloren. Aber John entgingen weder das überraschte Aufleuchten in ihrem Blick noch die nur mühsam unterdrückte Freude, als er in feierlichem Tonfall verkündete, dass er seine letzte anständige Mahlzeit zu sich nehmen würde. «Das hier ist meine Henkersmahlzeit ...», hatte er mehrmals gesagt, während er und seine junge Ehefrau genüsslich einen Teller Trenette mit Meeresfrüchten verspeisten, dazu einen Rosé tranken und sich anschließend eine Platte mit hoch aufgetürmtem frittiertem Fisch schmecken ließen, der ebenso reichhaltig wie knusprig war. Da er wusste, dass er sehr lange abstinent sein würde, bestellte er zum Abschluss ein Törtchen mit Schokolade und Birnen, eine Köstlichkeit, die es langsam zu essen galt, damit die cremige, schmelzende Füllung zutage treten konnte. Kate sah ihm beim Essen zu wie eine Tiermutter ihrem Jungen.

«Ich werde dir in dieser Schlacht beistehen», versprach sie ihm beim letzten Schluck Wein. Es war ein großartiger Abend gewesen. Auch der treue Pino, der Inhaber des Re-

staurants Arlù im Borgo Pio, hatte begriffen, dass es sich hier um einen besonderen Anlass handelte. Hochzeitstag, hatte er sich gedacht, oder Geburtstag, doch weshalb John beim Gehen so melancholisch dreinblickte, war ihm nicht recht klargeworden.

«Ihr seid jederzeit willkommen», hatte er ihnen hinterhergerufen, als John und Kate eng umschlungen das Restaurant verließen, ohne auf die lärmenden Touristen zu achten, die sich draußen um die Tische der Trattorien drängten.

Schlecht gelaunt trank John nun also das in Wasser aufgelöste Nahrungsergänzungsmittel und beobachtete, wie seine Frau von einem Zimmer ins andere lief. Kates Fähigkeit, einen Koffer zu packen, versetzte ihn immer wieder in Erstaunen: Jeder Gegenstand landete wie durch Zauber am richtigen Platz, es blieben keine Zwischenräume, keine ungenutzten Ritzen. Das Endergebnis erinnerte ihn an eine Art Puzzle, oder vielmehr an ein Mosaik. Zwei Koffer hatte sie gepackt, einen pflaumenfarbenen und einen amarantrotten, beide von einer teuren Marke, da man schließlich an diesen Dingen nicht sparen dürfe, wie sie immer sagte.

«Willst du wirklich nicht, dass ich dich zum Flughafen begleite?» Er fragte es beinahe schüchtern.

«Nein, John. Ich werde doch abgeholt, mit dem Kleinbus, wir reisen alle zusammen ...»

«Ach ja, stimmt ...», fügte er mit leiser Enttäuschung in der Stimme hinzu. Obwohl er sehr stolz war, dass sie an dieser heiklen Mission teilnehmen durfte, fühlte er sich ausgeschlossen. Er gehörte nicht zum Team.

«Vergiss deinen Pass nicht ...»

«Hab ich mir schon umgehängt, hier unter die Bluse ...», sagte sie und deutete auf die leichte Wölbung unterhalb ihres Halses.

«Hoffentlich musst du dich nicht ausziehen, um ihn zu zeigen.» Grinsend folgte er ihr mit dem Blick.

«Wann landet ihr in Amman?», fragte er dann.

«Heute Nachmittag. Um sechs Uhr hiesiger Zeit.»

«Melde dich gleich.»

«Na klar. Jetzt mach doch nicht so ein Gesicht. Ich fahre ja nicht nach Guantánamo oder in ein chinesisches Arbeitslager.»

«Ich bin nicht traurig, ich mache mir nur Sorgen ...»

«Und sei bitte standhaft. Denk daran: Die erste Woche der Diät ist die schlimmste. Danach fühlst du dich viel besser, hast weniger Hunger, mehr Energie, bist nicht mehr so angespannt, die Heißhungerattacken lassen nach ...»

John sah sie an. Vielleicht war es der Hunger, vielleicht die Wut in seinem Bauch, doch für einen Augenblick sah sie aus wie Dr. Gasparroni. Waren das die Worte seiner Frau oder seines Arztes? «Alle erzählen sie mir dasselbe ...», dachte er betrübt.

«Wann fahrt ihr eigentlich nach Pella?», fragte er unvermittelt, in der Hoffnung, seine Frau und nicht der hagere alte Doktor würde ihm antworten.

«Gleich morgen. Der Professor hat es eilig. Außerdem haben wir, wie du weißt, ja nur beschränkte Mittel.»

«Was ist mit dem Geld von der amerikanischen Stiftung? Habt ihr das nicht bekommen?»

«Doch, natürlich, das haben wir ja schließlich dir zu verdanken.»

«Dem Vatikan, Liebling, dem Vatikan! Die alten Herren in den Palästen am anderen Tiberufer können noch etwas ausrichten in den Staaten, trotz allem ...»

«Na klar, trotz allem ...», fügte sie hinzu, und ihr Gesichtsausdruck verdüsterte sich. Beiden war klar, was damit gemeint war. Immer wieder hatten sie über den Pädophilie-Skandal gesprochen, der die amerikanische Kirche erschütterte. John hatte sich beruflich damit auseinandersetzen müssen, und Kate hatte die Entwicklung mitverfolgt, weil sie mit einem Mann zusammenlebte, der wie alle Journalisten Berufliches nicht mehr von Privatem trennen konnte. Das Ganze hatte ihn sehr mitgenommen, schließlich hatte er einen amerikanischen Pass und war katholisch getauft, auf den Namen Antonio Rosario, Sohn eines Polizisten und einer Schneiderin, die an ihrer Alkoholsucht zugrunde gegangen war. Er war auf der Straße und inmitten von Priestern aufgewachsen und betonte immer wieder, ihm solle keiner erzählen, dass Brooklyn vor fünfzig Jahren sicherer war als heute. Natürlich hatte er von seltsamen Dingen in der Nachbargemeinde gehört. Aber damit hatte es sich auch schon. Und obwohl er sich mit der Zeit vom Glauben distanziert hatte, sein Glauben sich vielmehr gelöst hatte wie ein Husten, der irgendwann ganz abklingt, waren die irischen Priester von Brooklyn stets ein Vorbild für ihn geblieben. Die Ereignisse in seinem Privatleben, die Trennung von Rosemary, die Liebe zu Kate, das Abenteuer, das er da gerade erlebte, hatten ihn auf lang verschüttete, aber offensichtlich noch immer sehr eng geknüpft Banden gestoßen. Es war eine vorsichtige Wiederannäherung, die sehr langsam erfolgte, so wie er sich nach und nach von seinen Wurzeln entfernt hatte.

Endlich war Kate mit ihren Reisevorbereitungen fertig.

«Ich habe drei zusätzliche Speicherchips für den Fotoapparat. Glaubst du, das reicht?»

«Mannomann! Nimmst du an einer archäologischen Expedition teil, oder willst du Sedcards für die nächsten hundert Miss-World-Aspirantinnen anlegen?», fragte er mit gewohnter Ironie zurück.

«Du meinst, das genügt?», hakte sie unbeirrt nach. Wie immer in schwierigen Momenten – wie dieser Abreise – musste Kate sich in den kleinsten Einzelheiten rückversichern. Er hingegen brauchte eine Bestätigung der wesentlichen Dinge, die für ihn niemals selbstverständlich waren. Kate hätte ihn also am liebsten detailliert zum Gebrauch ihrer Kreditkarte gefragt, zur Maus mit einziehbarem Kabel, das – «super praktisch» – auch in den USB-Anschluss am Handy passte, während er viel lieber gehört hätte, dass sie ihn über alles in der Welt liebte und schon sehr bald zu ihm zurückkehren würde.

«Ich habe einen Universalstecker dabei – man weiß ja nie ...», fügte sie noch hinzu.

«Kate, in Jordanien gibt es genau die gleichen Steckdosen wie hier. Du fährst ja nicht nach London oder in die Staaten ...»

«Na ja, es ist doch besser, sich für alle Fälle zu wappnen.»

«Natürlich. Womöglich entdeckt ihr eine Grotte oder einen unterirdischen Palast, der bereits von einem texanischen Stromversorger verkabelt wurde ...»

Kate überging die ironische Bemerkung ihres Mannes einfach: «Was meinst du, hat man in Pella wohl GSM- oder GPRS-Empfang?»